

Rosa Montero

Die Ritterin des Königs

Aus dem Spanischen übersetzt
von Kirsten Brandt und Petra Zickmann



Ehrenwirth

... so wird dein Licht aufgehen in der Finsternis ...

Jesaja, 58, 10



Ich bin eine Frau und schreibe. Ich bin niederer Herkunft und kann lesen. Ich wurde leibeigen geboren und bin frei. Ich habe in meinem Leben wunderbare Dinge gesehen. Ich habe in meinem Leben wunderbare Dinge getan. Eine Zeit lang war die Welt ein Wunder. Dann kehrte die Dunkelheit zurück. Die Feder zittert zwischen meinen Fingern, wenn der Rammbock gegen das Tor kracht. Ein solides Tor aus Eisen und Holz, das nicht mehr lange standhalten wird. Schwere, verschwitzte Eisenmänner drängen sich am Eingang. Sie haben es auf uns abgesehen. Die Guten Frauen beten. Ich schreibe. Es ist mein wichtigster Sieg, meine Eroberung, mein Talent und mein größter Stolz; und auch wenn die Worte von der großen Stille verschlungen werden, sind sie heute meine einzige Waffe. Bei jedem Schlag bebt die Tinte im Tintenfass, auch sie verängstigt. Ihre Oberfläche kräuselt sich wie ein kleiner, finsterner See. Doch dann wird sie seltsam glatt. Ich hebe den Kopf in Erwartung des nächsten Stoßes, der nicht kommt. Der Rammbock hat aufgehört. Auch das Raunen der betenden Vollkommenen ist verstummt. Sollten die Kreuzritter in die Burg eingedrungen sein? Ich dachte, ich sei auf diesen Augenblick vorbereitet, aber ich bin es nicht: Mein Blut zieht sich in die tiefsten Adern zurück. Ich erleiche, mein ganzer Körper ist taub vor kalter Angst. Doch nein, sie sind nicht im Haus, wir hätten das Bersten des Tors hören müssen, das Umfallen der Sandsäcke, mit denen wir es gesichert haben, die hastigen Schritte der Räuber auf der Treppe. Die Guten Frauen lauschen. Ich auch. Unter den Schießscharten unserer Festung ist das Klirren der Eisenmänner zu hören. Sie

ziehen sich zurück. Ja, sie haben den Rückzug angetreten. Die Sonne wird bald verschwunden sein, und sie wollen ihren Sieg vermutlich lieber bei Tageslicht genießen. Sie brauchen sich nicht zu beeilen: Wir können ihnen nicht entkommen, und es gibt niemanden, der uns helfen könnte. Gott hat uns noch eine Nacht gewährt. Eine lange Nacht. Ich habe den gesamten Kerzenvorrat zu meiner Verfügung, denn wir werden sie nicht mehr benötigen. Ich zünde eine an, ich zünde drei an, ich zünde fünf an. Das Zimmer erstrahlt in prachtvollem Glanz. Und dabei haben wir den ganzen Winter über im Dunkel gesessen, um Licht zu sparen! Die Guten Frauen wispern wieder ihre Vater-unsere. Ich tauche die Feder in die stille Tinte. Meine Hand zittert so stark, dass ich eine Sturmflut auslöse.

Ich erinnere mich, wie ich mit meinem Vater und meinem Bruder das Feld gepflügt habe; es ist so lange her, dass es mir vorkommt wie ein anderes Leben. Der Frühling geht zu Ende, der Sommer bricht schon herein, und wir sind sehr spät dran mit der Aussaat. In diesem Jahr mussten wir nicht nur, wie üblich, zuerst das Land des Herrn bestellen, sondern obendrein die Burggräben ausbessern, in den Türmen Lebensmittel- und Wasservorräte anlegen, die mächtigen Schlachtrösser striegeln und die Ebene vor der Festung vom Gestrüpp befreien, damit sich dort keine feindlichen Bogenschützen verstecken können. Wir haben wieder einmal Krieg, und der Herr von Abuny, unser Herr, Lehnsmann des Grafen von Gevaudan, der seinerseits Lehnsmann des Königs von Aragon ist, kämpft gegen die Truppen des Königs von Frankreich. Mein Bruder und ich legen uns ins Geschirr und ziehen mit aller Kraft am Pflug, während Vater unsere kostbare Pflugschar in den steinigen Boden drückt, diese Metallklinge, die uns elf Livres gekostet hat – mehr als wir in fünf Jahren verdienen – und die unseren wertvollsten Schatz darstellt. Die geflochtenen Espartoseile schneiden uns tief ins Fleisch, obwohl wir zum Schutz einen Harnisch aus Filz tragen. Die Sonne steht hoch über unseren Köpfen, dem Zenit der sechsten Stunde bereits nah. Beim Pflügen ziehe ich den Kopf zwischen die Schultern und hefte den Blick auf den

Boden: trockene gelbe Erdklumpen und brütende Hitze. Das Blut hämmert in meinen Schläfen, und mir ist schwindelig. Ich ziehe und ziehe, doch wir kommen nicht vorwärts. Unser Keuchen wird von Kampfgebrüll und Schmerzensschreien über-tönt: Auf dem angrenzenden Feld, ganz in unserer Nähe, tobt die Schlacht. Seit drei Tagen fechten dort vierhundert Ritter einen verzweifelten, erbitterten Kampf aus. Sie erscheinen jeden Morgen bei Sonnenaufgang, begierig, einander umzubringen, und den ganzen Tag lang verwunden und zerhacken sie sich gegenseitig mit ihren fürchterlichen Schwertern, während die Sonne über die Himmelskuppel wandert. In der Dämmerung wanken sie dann davon, um zu essen und zu schlafen, entschlossen, am folgenden Morgen weiterzumachen.

Tag für Tag, während wir der undankbaren Erde die Haut zerschrammen, begießen die Ritter den Acker nebenan mit ihrem Blut. Die Pferde stürzen mit aufgeschlitzten Bäuchen, ihr angstvolles Wiehern klingt wie der Schrei von Schweinen beim Schlachtfest, und die anderen Krieger unter gleicher Fahne eilen einem hilflos am Boden Liegenden zu Hilfe, bis die Knapen ihm ein neues Pferd bringen oder es ihnen gelingt, einen Gegner aus dem Sattel zu werfen. Krieg ist Lärm, unglaubliches Getöse: Die Eisenmänner brüllen beim Zuschlagen, als wollten sie sich selbst anfeuern; am Boden stöhnen die Verletzten; die Ritter heulen vor Wut und Schmerz auf, wenn ihnen der glühende Stahl die Hand abtrennt; die Schilde wehren mit metallischem Krachen die Stöße ab; die Pferdehufe trommeln; die Rüstungen quietschen und scheppern.

Antoine und ich ziehen den Pflug, Vater gräbt fluchend einen Stein aus dem Boden, und gleich nebenan töten und verstümmeln sie sich. Die Luft riecht nach Blut und Tod, nach freigelegten Eingeweiden und Exkrementen. Gegen Abend werden die Bewegungen der Krieger langsamer, ihr Geschrei klingt gedämpfter, und aus dem wüsten Kampfgetümmel steigt der Dunst. Ich sehe das blaue Banner des Herrn von Abuny und die scharlachrote, vierfach gezackte Standarte des Königs von Frankreich im Wind flattern: Beide sind schmutzig und

zerrissen. Ich sehe die tiefen Wunden und kann die verzerrten Gesichter erkennen, aber ich empfinde nicht das geringste Mitleid. Die Eisenmänner sind alle gleich: blutrünstig und brutal. Im Leiden, von dem die Luft geschwängert ist, liegt auch viel von unseren Schmerzen.

»Sollen sie sich doch alle umbringen!«, schnaubt mein Bruder.

Mir ist es gleich, wer diese Schlacht gewinnt. Ob unter dem König von Aragon oder dem von Frankreich, unser Leben wird ein elendes Gefängnis bleiben. Für den Herrn sind wir nichts als Haustiere und nicht einmal besonders hoch geschätzte: Seine Jagdhunde, seine Streitrösler, selbst seine Zelter sind ihm lieber als wir. Wir müssen sein Land bestellen, seine Wege und Brücken instand halten, seine Hundezwinger reinigen, seine Kleider waschen, das Holz für sein Kaminfeuer schlagen und heranschaffen, sein Vieh hüten und über die Äcker treiben, um die Erde zu düngen. Wir müssen den Zehnt an die Kirche entrichten und für die Lösegelder aufkommen, wenn Abuny und seine Leute in einem ihrer törichten Turniere den Kürzeren gezogen haben; wir bezahlen den Ritterschlag seiner Söhne und die Hochzeit seiner Töchter und steuern eine Sonderabgabe zu seinen Kriegen bei. Mühle, Backhaus und Kelter sind Eigentum des Herrn, und wann immer wir unser Getreide mahlen, unser Brot backen oder unsere Äpfel pressen wollen, um Cidre herzustellen, müssen wir gehörig dafür bezahlen. Wir können weder einfach heiraten noch in Ruhe sterben: Für alles verlangt der Herr Geld von uns. Ich kenne keinen Bauern, der seinen Herrn nicht hasst, aber wir sind furchtsame Tiere.

»Das ist nicht Furcht, das ist Besonnenheit«, sagt Vater, wenn Antoine und mich die Verzweiflung packt. »Sie sind sehr viel stärker. Ihr habt ja gesehen, was passiert, wenn man sich auflehnt.«

Ja, wir haben es gesehen. Jedes Jahr gibt es irgendeinen Bauernaufstand in der Gegend. Jedes Jahr bildet sich eine Handvoll Männer ein, ein besseres Leben verdient zu haben und das auch durchsetzen zu können. Jedes Jahr endet es mit etlichen

aufgespießten Köpfen über den Zinnen. Noch heute erinnert man sich an den Fall von Jean, dem Holzfäller, Leibeigener des Herrn von Tressard, dem das Land am anderen Flussufer gehört. Jean war jung und gut aussehend, wie es heißt. Meine Freundin Melina hat ihn einmal gesehen und sagt, er hätte blaue Augen gehabt, einen Hals wie ein Baumstamm und volle Lippen. Jean war wortgewandt, und viele Männer schlossen sich ihm an. Sie verschanzten sich in den Wäldern und hielten ziemlich lange durch: mehrere Wochen. Sie gewannen einige Scharmützel und erschlugen ein paar Ritter, und mein Vater band meinen Bruder nachts fest, damit er nicht davonlief und sich zu ihnen gesellte. Für kurze Zeit schien alles möglich, doch wir Bauern sind keine Gegner für die Eisenmänner. Die Krieger kamen und rieben sie auf. Jean wurde gefangen genommen, und um ihn zu verhöhnen, setzten sie ihm eine weißglühende Eisenkrone auf und ernannten ihn zum König des Landvolks. Vielleicht ist ja einer der Ritter, die sich hier nebenan zerfleischen, an dieser Folter beteiligt gewesen; vielleicht hat er über die Qualen des Bauernt trampels gelacht. Sollen sie sich nur alle umbringen in ihren unsinnigen Schlachten.

»Hören wir lieber auf«, sagt Vater, schwer atmend auf den Pflug gestützt. »Gehen wir nach Hause.«

Ich weiß, warum er das sagt und was er denkt. Auf dem benachbarten Feld ebbt der Kampfärm ab. Die erschöpften Eisenmänner heben mit letzter Kraft ihre Schwerter und lassen sie nur noch blindlings niedersausen. Es sind nicht mehr viele Ritter übrig, und alle sind verwundet: Geronnenes Blut auf ihren verbeulten Helmen. Diese Schlacht nähert sich seinem Ende, ein kleiner Krieg unter vielen anderen, und nichts ist gefährlicher als der Hochmut eines siegreichen Ritters oder die Angst eines unterlegenen. Es ist besser, ihnen aus dem Weg zu gehen und vorläufig von diesem Todesacker zu verschwinden wie zahme, aber wachsame Tiere.

Wir heben die Pflugschar aus dem Boden und wickeln sie behutsam in unsere schweißgetränkten Filzlätze. Die Brise kühlt mir die Brust unter dem feuchten Hemd, und ein Schauer

überläuft mich. Obwohl wir mit dem sperrigen Pflug nur langsam vorankommen, sind wir schon bald weit genug weg. Zwar erreicht uns noch der blecherne Hall der Kämpfenden, doch riecht die Luft nicht mehr nach Verwesung. Als wir den Weg nach Mende erreichen, treffen wir Jacques.

»Ist die Schlacht noch im Gang?«, fragt er.

»Sie wird bald zu Ende sein.«

Jacques ist fünfzehn, genauso alt wie ich, und wir werden in diesem Sommer heiraten, sobald wir die zehn Sous beisammenhaben, die wir dem Herrn für die Hochzeit geben müssen. Nach Recht und Gesetz gehört auch Jacques dem Herrn von Abuny, und wir kennen uns seit unserer Kindheit. Bis wir uns ein eigenes Haus bauen können, werden wir bei Vater und Antoine wohnen. Mutter ist schon vor einiger Zeit gestorben, zusammen mit dem kleinen Mädchen, dessen Geburt sie umgebracht hat. Vier weitere Geschwister sind auch gestorben. Keines überlebte lange genug, um einen Namen zu haben, mit Ausnahme von Estelle, die so schön war, dass jemand sie verhext hat, obwohl Mutter ihr das Gesicht mit Asche einrieb, um sie vor Neid zu schützen.

»Kommst du mit zum Fluss?«, fragt Jacques.

Mit einem Blick bitte ich Vater um Erlaubnis. Er runzelt die Stirn, es passt ihm nicht, eigentlich müsste ich zu Hause das Abendessen richten, und außerdem hat er Angst um mich, wenn ich allein draußen herumlaufe, besonders jetzt, da der Krieg so nah ist. Aber er weiß auch, dass Frühling ist, dass ich fünfzehn Jahre alt bin, dass Jacques mich liebt, dass der Nachmittag nach frischem Grün duftet und dass das Leben nicht viele süße Augenblicke zu bieten hat.

»Na gut. Aber nicht zu lange.«

Ich sehe ihn und Antoine, beladen mit dem Pflug, heimkriechen wie zwei Käfer und spüre meine Füße und meinen Kopf leicht und frei. Ich mache ein paar Tanzschritte, und Jacques nimmt mich in den Arm und hebt mich hoch.

»Lass mich, lass mich runter, du Grobian ...«, schimpfe ich und spiele kokett die Verärgerte.

Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Ehrenwirth in der Verlagsgruppe Lübbe

Titel der spanischen Originalausgabe:
»Historia del Rey Transparente«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2005 by Rosa Montero

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2008 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach

Textredaktion: Anette Kühnel, Overath
Umschlaggestaltung: Hilden Design, München
Umschlagmotive: © Eigenarchiv Hilden Design, München;
Portrait Frau: © Bayerische Schlösserverwaltung
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und
elektronischen Wiedergabe, vorbehalten.

Printed in Germany
ISBN 978-3-431-03764-7

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de